Der Inspektor kommt.

Humoreske von J. Herrmannsdorfer.

In der alten Volksschule in der Provinzialstadt K. war kolossale Aufregung.

Der Pedell hatte eben ein durch einen Dienstmann übermitteltes Schreiben an den Herrn Oberlehrer abgegeben, sich dann wieder in sein Privatzimmer zurückgezogen, um seinen unliebsam unterbrochenen Mittagsschlaf fortzusetzen, als er durch grelles Läuten, welches vom Oberlehrerzimmer ausging, zum zweiten Mal aus seinem Schlummer gerissen wurde.

Mit einem Satze sprang er vom Lehnstuhle empor, fluchte einige Mal vor sich hin und begab sich dann, aber höchst langsam, denn es hatte 20 Grad plus im Schatten, auf das zwei Treppen höher liegende Zimmer des Oberlehrers.

Kaum hatte er die erste Treppe hinter sich, da erklang erneutes, heftiges Läuten.

„Zum Teufel noch einmal, ich komm' schon," brummte er; „es wird nicht so pressiren, es ist doch beinahe eine ganze Stunde Zeit, bis die Schule angeht! Manchmal thät's schon noth, [illegible] sollte 's Fliegen können." Aber es muß doch etwas Außergewöhnliches passirt sein, sonst hätt' der Alte nicht das Nothsignal abgegeben.

Das „Nothsignal" wurde vereintermaßen dadurch hervorgerufen, daß der Oberlehrer kurz nacheinander dreimal fest an der Glocke zog.

Wenn nun auch Fischer, wie der Pedell hieß, nicht gerade die Treppe zum Allerheiligsten „hinaufflog", so beschleunigte er doch seine Schritte wesentlich und kam gerade vor die Thüre des Oberlehrers, als selbe plötzlich aufgerissen wurde und er dem „Obersten" gegenüber stand.

Offenbar war der Herr Oberlehrer Kratzmeier in nicht allzu rosiger Laune.

„Kommen Sie jetzt doch einmal, das ist aber schön von Ihnen; glauben Sie vielleicht, Sie sind deshalb an der Schule, daß Sie Mittags von 12 bis 2 Uhr schlafen, in der Frühe faullenzen und Nachmittags im Wirthshaus Bier oder Schnaps trinken können? Das sind ja recht nette Zustände, und das gerade jetzt, wo der Inspektor kommt!"

„Was, der Inspektor?" schrie Fischer höchst respektwidrig, und die verschlafenen Augen weit aufreißend, seinem Vorgesetzten in's Gesicht. „Warum kommt denn nicht gleich unser Herrgott selber?"

„Behalten Sie Ihre Weisheit für sich," entgegnete Kratzmeier. „Sie haben sofort die Schulzimmer alle zu lüften, einen anständigen Rock anzuziehen und nach Möglichkeit alle Herren davon zu verständigen, daß der Herr Inspektor ihnen in einer Stunde vorgestellt wird. So, und jetzt machen Sie, daß Sie mir aus den Augen kommen, und besorgen Sie Alles ordentlich." Dabei packte Kratzmeier den immer noch verblüfft dastehenden Fischer energisch am Arm und schob ihn die Treppe hinunter.

Fischer war noch nicht ganz unten angelangt, als er neuerdings die Stimme des Oberlehrers hörte. „Fischer, Fischer," rief Kratzmeier durch die Treppen hinunter, „schauen Sie doch ja, daß Sie den Assistenten Maierle noch vorher treffen, bei dem fehlt so immer etwas, sagen Sie ihm, daß er vorher noch zu mir auf das Oberlehrerzimmer kommen soll. Aber schnell jetzt, es ist die allerhöchste Zeit."

Fischer verschwand von der Bildfläche so rasch er nur konnte. Seiner Frau befahl er noch, die Schulzimmer zu lüften, er selbst zog einen besseren Rock an und machte sich auf den Weg, um sämmtliche Lehrer der Schule von dem bevorstehenden „freudigen Ereigniß" in Kenntniß zu setzen.

Er traf so ziemlich alle, aber Maierle zu finden, wollte ihm absolut nicht gelingen.

In seiner Wohnung war er nicht, einige Wirthshäuser und Cafes hatte er auch besucht, konnte ihn aber absolut nicht auffinden. Weiter zu suchen war auch bereits zu spät, denn er mußte auf alle Fälle in der Schule anwesend sein, um eventuelle Besorgungen zu machen.

Als Fischer in das Schulgebäude kam, war der Herr Inspektor und Mitglied des obersten Schulrathes schon anwesend und befand sich mit dem Oberlehrer in eifrigem Gespräch auf dessen Zimmer.

„Alois," sprach die Frau Fischer zu ihrem Eheliebsten, „Alois, der Herr Kratzmeier hat schon zwei Mal durch einen Schüler fragen lassen, ob der Herr Maierle schon da ist."

„Ich kann ihn nicht aus dem Aermel schütteln," entgegnete Fischer, „weiß der Teufel, wo der Windhund wieder steckt."

Der Assistent Emerich Maierle war nämlich das enfant terrible der Volksschule zu K.

Ein trotz seiner Jugend durch und durch sehr tüchtiger Lehrer, war er doch verschiedenem „Unsinn", wie sich der Herr Oberlehrer Kratzmeier verständnißlos ausdrückte, durchaus nicht abgeneigt, und schon mehr als einmal wurde ihm „die Würde und der hohe Beruf eines Erziehers der Jugend" von seinem Vorgesetzten in einer wohlgefügten und durchdachten Rede vor Augen gehalten.

Daher hatte Kratzmeier eine etwas berechtigte Angst, sein Schützling, beziehungsweise der seiner Führung und Obhut anvertraute Maierle möchte vor dem Inspektor wieder irgend eine „Dummheit" machen.

Aber Maierle war noch nicht da, und der Zeitpunkt, ihm rasch noch vorher einige wohlgemeinte Rathschläge zu ertheilen, war vorüber.

Sämmtliche Lehrer waren bereits im Lehrerzimmer, als Maierle, pfeifend und ahnungslos, zum Thore der Schule hereinspazierte.

Um in das Lehrzimmer zu gelangen, mußte er vor der Wohnung des Pedells vorüber.

Als Fischer durch sein Fenster den Assistenten vorbeigehen sah, stürzte er wie ein Räuber aus seiner Felsenhöhle auf denselben zu und packte ihn am Aermel.

„Herr Maierle, Herr Maierle," zischelte er.

„Na, was gibt's denn schon wieder! Sie fahren ja auf mich los wie ein egyptischer Aasgeier — —

„Pst, ruhig, ich habe Sie überall gesucht, wissen Sie die Neuigkeit noch nicht? Der Inspektor, Mitglied des obersten Schulrathes, ist hier!"

„Meinetwegen," entgegnete dieser ruhig, „ich dräng' mich ihm nicht auf, der kann dableiben, so lange er mag, meine Genehmigung hat er."

„Aber was wollen Sie denn, oben beim Herrn Oberlehrer ist er, alle Herren werden ihm jetzt vorgestellt, und dann besucht er den Unterricht eines Jeden!"

Nun war allerdings das Gesicht Maierles bedeutend länger geworden.

„Was, hier ist er? Zum Teufel aber auch, und gerade heute!" Dabei sah er auf seine Schuhe, und der Pedell erkannte mit Schrecken, daß Maierle wunderschöne grüne, mit schwarzen Perlen besetzte Hausschuhe trug.

„Aber, Herr Assistent, was haben Sie denn da gemacht?"

„Ich habe gar nichts gemacht," erwiderte Maierle, „aber der Schuster, von dem ich eben herkomme, hat mir mein einziges Paar Stiefeln nicht rechtzeitig fertig gestellt, und wegen der einen Stunde, die ich Nachmittags zu gehen habe, habe ich kurz entschlossen meine Hausschuhe angezogen, bin durch einsame Straßen hierher gegangen, — na ja, und da bin ich jetzt!"

„Melden Sie sich krank, das ist das Beste, was Sie thun können," rieth ihm Fischer.

Maierle dachte einen Augenblick nach. —

„Fällt mir gar nicht ein, das schaut ja wie Feigheit aus, lassen S' mich nur, der Inspektor wird nicht gerade alle Stiefeln ansehen; ich stelle mich etwas hinter die Andern, dann geht's schon."

Und wohlgemuth sprang Maierle auf der Treppe dem im ersten Stock gelegenen Lehrzimmer zu.

„Ha, kommen Sie auch endlich," wurde er von einigen Kollegen angesprochen, „höchste Zeit, der Inspektor wird alle Augenblicke kommen."

„Ja, ist's denn menschenmöglich," rief da plötzlich Einer. „Sie haben ja gestickte Hausschuhe an!"

„Was?" riefen die Andern. „Hausschuhe! wahrhaftig. Aber Mensch, reitet Sie denn der Teufel?"

Ehe noch Maierle eine Erklärung geben konnte, wurde die Thür aufgerissen und der Inspektor in Begleitung des Herrn Oberlehrers erschien.

Maierle hatte sich rasch etwas nach rückwärts konzentrirt, aber das Verhängniß sollte nicht ausbleiben.

Herr Inspektor waren so gütig, einen Herrn nach dem andern sich vorstellen zu lassen, und dabei war es unbedingt nothwendig, daß Jeder aus dem Kreis, der sich gebildet hatte, einen Schritt vortrat. Endlich kam auch Maierle an die Reihe.

Mit seinen absatzlosen Hausschuhen kam er geräuschlos nach vorn. Es war ein feierlicher Moment, man las die Spannung auf den Gesichtern.

Oberlehrer Kratzmeier musterte Maierle scharf, dann wurde er blaß, stammelte den Namen des Unglücklichen, und durch die Verlegenheit des Oberlehrers aufmerksam gemacht, sah der Inspektor den Assistenten etwas genauer an und entdeckte das Unheil.

„Sagen Sie einmal, mein Lieber, ist dies so Ihre gewöhnliche Fußbekleidung; zu Hause mag dies zweifellos sehr bequem und praktisch sein, aber in der Schule kann ich sie, meines Erachtens wenigstens, nicht für am Platze halten!"

Maierle dachte sich, jetzt hilft nur Frechheit, und mit der ihm angeborenen Unverschämtheit begann er den Inspektor derartig anzulügen, sprach von verfluchtem Fuß, absoluter Unfähigkeit, in den Stiefel hineinzukommen u. s. w., weiter noch, daß er wegen dieses an sich kleinen Uebels den Unterricht nicht wolle ausfallen lassen, so viel, daß der Inspektor ordentlich Respekt vor seiner Zungenfertigkeit bekam.

Damit war vorläufig die Angelegenheit erledigt, und die Inspektion begann.

Dieselbe verlief, wie eben alle verlaufen, und nach ein paar Tagen war der Gefürchtete wieder abgereist, und Alles, Lehrer und Schüler, athmeten ordentlich auf.

„Sie werden Ihr Fett schon noch bekommen," sagte nach ein paar Tagen zu Maierle ein Kollege, „warten Sie nur, bis der Bericht von der Regierung kommt."

Nach ungefähr zwei Monaten kam der Bericht.

Derselbe wurde von Kratzmeier vor versammeltem Lehrerkollegium vorgelesen und war durchaus anders, als sich Einzelne dachten.

Genörgelt und kritisirt war darin sehr viel und mancher der Herren Lehrer war bös mitgenommen.

Nur Einer wurde gelobt, und dieser Eine war — Emerich Maierle!

Besonders hervorgehoben war bei Maierle noch sein Eifer, der so weit ging, daß er sogar wegen eines Fußleidens, das vielleicht manch Anderen verhindert hätte, den Unterricht weiter zu geben, dennoch nicht zu Hause blieb, sondern seinen Pflichten in weitgehendstem Maße nachkam.

Nachdem Oberlehrer Kratzmeier den Bericht männiglich kundgegeben hatte, klappte er seine Mappe zu und verzog sich mit einem „guten Morgen, meine Herrn", auf sein Zimmer.

Maierle schmunzelte. Einige seiner Kollegen konnten sich jedoch nicht enthalten, ihm wegen dieses Vorfalles beißende Bemerkungen zu machen.

An Maierle prallte jedoch Alles ab, er besaß obendrein noch die Frechheit, recht verschmitzt zu lachen, und begab sich, den „Mussinanmarsch" leise vor sich hinpfeifend, nach Hause.

Ein Jahr verging, und mit dem Jahr „verging" auch der alte Inspektor, d. h. er nahm wegen hohen Alters seinen Abschied.

Der neue Inspektor, ein bedeutend jüngerer Mann, machte sich bald daran, die sämmtlich ihm untergebenen Schulen zu inspiziren, und so kam es, daß in unverhältnißmäßig kurzer Zeit ein neuer Besuch an der Schule zu K. angemeldet wurde.

Drei Tage vorher war das offizielle Schreiben gekommen und Jedermann hatte gründlich Zeit, sich auf den bevorstehenden hohen Besuch vorzubereiten.

„Wenn er nur schon wieder fort wäre!" das war so der Wunsch, den man auf den einzelnen Gesichtern lesen konnte.

Nur Maierle, der inzwischen ordentlicher Lehrer geworden war, war die Geschichte äußerst Wurst.

„Morgen Vormittag um zehn Uhr, meine Herren," sprach Oberlehrer Kratzmeier, „wünscht der Herr Inspektor den Herren vorgestellt zu werden." Und mit einem bedeutsamen Blick auf Maierle verschwand er.

Die gefürchtete Stunde war da, und der Erste, der im Lehrzimmer sich einfand, war der tadellos gekleidete und mit Lackschuhen behaftete Maierle. Wirklich wie aus dem Ei geschält war er diesmal. Nach und nach kamen die anderen Herren, und so oft einer herein kam, wurde das Gesicht Maierles immer sonderbarer.

Der Eine hatte seine Hand verbunden und roch nach Jodoform, daß man ihm eigentlich hätte zehn Meilen weit aus dem Wege gehen sollen, der Andere hatte Pantoffeln und hinkte erbärmlich, ein Dritter hatte ein Auge verbunden, kurz und gut, vollständig gesund war Keiner; der Turnlehrer kam sogar noch auf Krücken. Auf allen Mienen zeigte sich großartige Ueberraschung und arge Verlegenheit!

„Aber, meine Herren," begann Maierle, „was ist denn für ein Unglück plötzlich passirt? Vielleicht eine Explosion? Merkwürdig, daß ich in der Zeitung gar nichts darüber gelesen habe."

Und mit der größten, ihm allein möglichen Heuchelei, bekundete er bei jedem Einzelnen seine aufrichtigste Theilnahme.

Bleich vor Wuth und Verlegenheit standen die Andern da. Es war eben auch zu dumm, daß gerade Jeder auf denselben Gedanken kommen mußte.

Da nahten von außen Tritte, die Thüre wurde weit aufgerissen und der neue Inspektor in Begleitung des Oberlehrers erschien.

Kratzmeier traute kaum seinen Augen, als er seine Kollegen wiedersah.

Ganz verdutzt war aber der neue Inspektor. „Verzeihen Sie," wandte er sich an Kratzmeier, „ich bin doch recht hier, nicht wahr, ich bin doch an der Volksschule in K."

„Gewiß, gewiß," erwiderte selbst in größter Verlegenheit Kratzmeier.

„Ich dachte im Moment in einem Spital zu sein. Das ist doch ein höchst merkwürdiger Zufall, daß mit Ausnahme eines einzelnen Herrn sämmtliche anderen Herren krank sind. Und dann verzeihen Sie mir," sprach mit erhobener Stimme der neue Inspektor, „meines Erachtens finde ich es sehr unrecht, die ohnehin schlechte Luft eines Schulzimmers noch durch den penetranten Geruch der verschiedenen Salben und Pflaster zu verschlechtern. Ueberall wird daran gearbeitet, die Hygiene der Schule zu verbessern, aber Sie, meine Herren, thun ja das gerade Gegentheil! Ich wünsche, Herr Oberlehrer, daß solche Zustände auf keinen Fall sich wiederholen werden, abgesehen davon, daß der Unterricht, den ein kranker Mensch gibt, ohnehin nicht viel werth sein kann."

Schneller als gedacht, verabschiedete sich der neue Inspektor und hinterließ Oberlehrer und Lehrer in keineswegs gehobener Stimmung.

Mit Ausnahme eines Einzigen natürlich — wer der war, wird die hübsche Leserin selbst errathen.

Kratzmeier durfte vier Wochen lang nicht angesprochen werden, und hatte Jemand bei ihm zu thun, wäre er lieber in einen „Zentraltäfig in einer Menagerie" gegangen.

Daß die Sache in der Stadt ruchbar wurde, ist klar; ich will zwar nicht direkt behaupten, daß Maierle Alles erzählt hat, jedoch — wer weiß!

War übrigens einer der Herren einmal wirklich krank, z. B. daß er sich thatsächlich die Hand oder den Fuß verstauchte, wurde er sicher von einem boshaften Menschen gefragt: „Apropos, entschuldigen Sie, Herr Lehrer, kommt vielleicht der Herr Inspektor wieder?"

„Zur kleinen Marie."

Erzählung von Friba Schanz.

Solch ein reines, feines Ding war sie, die kleine Marie, solch ein Märchenbuchkind, wie die Otterkönigin sie sich aussucht, um ihnen ihr goldenes Krönchen in den Schooß zu legen.

Und ein Gasthaus war's, eins von den ganz einfachen, einsamen, in einem tiefen, schmalen Tannenthal, durch das ein eiskalter Bergbach gluckst und quirlt.

Das Gasthaus war nach dem Kinde benannt. „Zur kleinen Marie". Bescheidenen, einfachen, schon angealterten Leuten war beides bescheert worden, das Gasthaus durch Erbe, das liebe Kind wie durch die gütigste Himmelsfügung, nachdem das eigene Dach da war, zehn Jahre nach ihrem Eheschluß.

Es war eine Gastwirthschaft der alten guten Art, ein Gärtchen mit einem Tannenzaun, mit Tannenbänken und Tannentischen, unter Tannen.

Gutes Brot, gute Butter, dünnes, kaltes, schwarzbraunes Bier und Kümmelkäse war fast alles, was drin zu haben war. Für die meisten Gäste genügte das auch vollauf. Es waren Fußwanderer, die die abgelegene Gegend durchzogen, Jäger, Holzfäller, Pastor, Lehrer und Küster aus dem nächsten Dorf. Eine rechte Sommerwirthschaft war die „Kleine Marie". Im Winter schneite sie tief ein, lag wie begraben in Schnee, in Stille und Schweigen.

* * *

Sie war fünfzehn Jahre alt, die kleine Marie, und eben eingesegnet worden, als für ihrer Eltern stilles Gasthaus eine lautere und reichere Zeit begann.

Die kleine Marie hatte sie, ohne es zu wissen und zu ahnen, herbeigezogen. Sie saß mit ihrem Märchenbuch unter der hohen Tanne im Wirthsgärtchen. Und so sah sie Einer.

Ein schöner Mensch war's, der da stand und dies sah, nur mit zu gespannten, ernstem Gesicht. Und mit gar zu gespanntem Anstarren trank er das liebe Bildchen ein. Er kam mit seiner Studienmappe, seinen Farben und seinem Malstuhl aus dem Gebirge. — Das Märchen war Mode in der Kunst. — Hatte er es wieder in die Mode gebracht nach langem Zauberschlaf? Oder es ihn? — Das war nun einerlei. — Das Märchen trug durch ihn einen frischen Kranz, und ihn trug junge Berühmtheit auf stolzstarken Schwingen.

Märchenstimmung hatte er, in den Wäldern schweifend, fleißig und emsig tagüber eingeheimst. Aber der Abend brachte das Schönste. Der Märchenmaler sah das Märchenkind!

Er kehrte ein in der Schenke „Zur kleinen Marie".

Er aß das schwarze Brot und trank das dünne Bier, heute, morgen, wieder, wieder. Den Gastwirthleuten hatte er es in seiner ernsten, bestimmten Art, einer fast düsteren Herrenart, begreiflich gemacht, seiner Kunst unerläßliches Gebot an ihn sei jetzt, die kleine Marie zu zeichnen und zu malen. Wie sie die Tauben fütterte, wie sie ihr zahmes Reh herzte, wie sie mit dem großen Buch auf dem Schooß unter der schleppenden Tanne saß.

Jeden Tag entstand eine neue Skizze.

Die Eltern sahen das Wunderbare staunend, wie benommen, mit an. Ihr Kind, ihr Schatz, von einem Maler werth befunden, auf Bildern zu stehen! Sie fühlten sich geehrt und verlegen. Und auf einmal hatten sie doppelt so viel wie sonst zu thun.

Das stille Gasthaus hatte seine Blüthe- und Herrlichkeitszeit. Der Maler Volkert und seine Freunde waren darein verliebt. Um eines Kindes willen im Grunde.

Die kleine Marie merkte das nicht. Sie mußte jetzt viel helfen im Haus und dazu dem Maler stehen, stundenlang jeden Tag. Das zweite that sie so pflichttreu wie das erstere. Nur so scheu und bang war sie dabei. Sie that, was er ihr gebot, geduldig und gefällig, nahm jede Stellung ein und hielt in jeder aus, treulich und musterhaft, wie sie alles that. Aber doch noch anders. Wie ein Zwang war's über ihr. Was er ihr sagte, mußte sie thun.

Wenn er sie dann vor seinen Freunden lobte, mochte sie's nicht. Die waren so laut.

Volkert und seine Freunde kamen auch im Winter heraus. Mit klingelnden Schlitten, mit ganzen Körben voll Wein und schmackhafter Herrlichkeiten. Begeistert waren Volkert's neue Bilder aufgenommen worden. An des Märchenkindes Hand war er höher und höher hinaufgestiegen zur Berühmtheit, Geld und Gunst.

Und die kleine Marie war in der Winterszeit schlanker und größer geworden. Er machte neue Skizzen von ihr. Er hatte viele neue Ideen. Mit offenem Haar, mit einem Stern auf der Stirn malte er sie, als der Frühling kam.

Das aber sollte sein letztes Bild von ihr sein, hatten die Eltern bestimmt. Es war plötzlich etwas anders geworden. Kein Kind mehr war die Marie. Im Dorfe schwatzten und klatschten die Leute. Das alte Pfarrersehepaar schüttelte sorgend die Köpfe. Sie sprachen lange in der Geißblattlaube im Gastgärtchen mit den Eltern und Marie. Und die Eltern sprachen mit Volkert; er möge fortbleiben, ihres Kindes Ruf und Frieden nicht stören.

Da hielt Stephan Volkert an um die kleine Marie. Ein Vierteljahr später war sie seine Frau.

* * *

Sie wurde die Schüchternheit vor ihm auch als seine Frau nicht los.

Zitternd hatte sie Ja gesagt, zitternd ließ sie sich von ihm einführen in Brautglück und Frauenglück, in Weltglück und Glanz. Des großen, berühmten, gefeierten Malers Frau!

Sie sah ihn immer an, groß und staunend-ängstlich, ob er's nicht bereue. Aber nein, er war wirklich froh.

Er war gut zu ihr. „Mein Kleines!" nannte er sie und kaufte ihr Schmuck und Kleider und immer neue Kostbarkeiten. Ein kleines schönes Haus hatte er gekauft, sie wandelte darin in zarten halblosen Gewändern, deren Schnitte er selbst den Schneiderinnen gab.

In seinem Atelier war's ihr am wohlsten. Da gab sie, da nützte sie. Er schaffte, schaffte, — unermüdlich. Sie mußte ihm stehen in allen nur möglichen Märchengewändern, in Prunk und Armuth. Wie that sie's gern!

Sie hatte ihn lieb! Er war ihr Mann, ihr Herr! Schaudernd selig hatte sie das erfaßt.

Und viel anderes konnte sie ihm nicht zu Liebe thun als ihm dienen in seiner Kunst. Sie war ein armes dummes Ding. Von dem, was die anderen Frauen redeten, wußte sie kein Wort. Sie war auch noch gar so jung!

Ihr Kindchen starb, — wohl weil sie noch so jung war, so rosenknospenjung, als sie ihm das Leben gab, nach anderthalbjähriger Ehe. Aber danach wurde sie nur noch schöner. Das machte, daß sie von den Menschen nur noch mehr verwöhnt und verzogen ward.

Man konnte nicht viel mit ihr anfangen, nicht viel mit ihr sprechen, drang nicht leicht durch ihre Schüchternheit und Stille. Aber doch war etwas Besonderes um sie. Ihre Herkunft aus der Tannenwelt, aus der tiefen Einfachheit war ihr Reiz. Ihr Gatte schämte sich ihrer nicht, verbarg sie nicht. Das war ja sein Stolz, das Künstlerisch-Geniale, daß er sich sein junges Weib hergeholt wo es ihm beliebte, wo er die Schönste fand, wie die Ritter und Prinzen die Aschenbrödel, die Schneeweißchen und Rosenroth.

Sie wußte gar nicht, welchen Vorzug sie besaß, ahnte gar nicht, was sie war: etwas Kostbares, Rares, Werthvolles in den Augen der Welt: Sie war Mode!

* * *

Sie war Mode. Drei Jahre lang fast. Dann ließ der Märchensport in der Kunst auf einmal wieder nach. Volkert hatte sich auch in seinem Genre genug gethan.

Eine neue heiße Lebenswelle war über ihn gekommen. Die Märchenwelt war ihm versunken. Die Sage, die große, leidenschaftliche, schwertblanke und liebesbrünstige Heldensage zog ihn in ihren Zauberkreis.

Da konnte seine Frau ihm als Modell wenig nützen.

Und in dieser Zeit empfand er manchmal seine eigene Gnade und Güte, sie geheirathet zu haben, bis zur Uebellaunigkeit.

Er ertappte sich jetzt so oft auf dem häßlichen Gedanken, daß seine kleine Frau ihm im Wege sei.

Er hatte sie mit seinen Künstleraugen geliebt. Sie hatte in seine Bilder gepaßt. Nun mußte er ihr Treue halten.

Zu oft hatte er's gesehen: Im moralischen Schiffbruch litt auch das künstlerische Können Schiffbruch. Ueber eine menschliche Abscheulichkeit weg hätte er künstlerisch nichts mehr vermocht.

Er war stolz auf seine Gesinnung. In diesem Stolz, in dieser Gnade mußte sie leben, die waldduftgewöhnte kleine Marie!

Er that sich etwas darauf zu gute, daß er sie nicht merken ließ, wie's um ihn stand. Aber vom ersten Moment an wußte sie's ganz genau.

Sie wußte, was das zu bedeuten hatte, daß er sie zu bilden versuchte. Er ließ ihre Stimme ausbilden; sie sollte singen, sollte Unterhaltung führen lernen im Gesellschaftston.

Alle seine Bemühungen und alle ihre Anstrengungen nützten nicht viel. Vor Menschen singen, — nie, nie hätte sie's zu Stande gebracht. Und plaudern und scherzen, — das war ihr jetzt doppelt schwer, ja unmöglich infolge eines jetzt immer leise würgenden Gefühles im Hals. Er hätte sich ihrer trotzdem nicht plötzlich zu schämen brauchen. Ihre Vorzüge lagen eben auf anderer Seite.

Die Gäste kamen gern und waren froh. Und sie sagten Volkert oft, wie wunderschön sie seine Frau fänden. Dann war er immer besonders gut gelaunt, besonders freundlich und gut zu ihr.

Ein einziges Mal in ihrer nun dreijährigen Ehe hat sie ihn da um etwas gebeten, demüthig und doch voll feinem, hohen Ernst. Er solle es nicht zugeben, daß seine Freunde vor ihm über ihr Aussehen sprächen, ihre Schönheit lobten.

„Warum nicht?" — Er verstand es nicht, was sie wollte, daß sie empört war, weil er diesen Beifall der Freunde brauchte, um gut zu ihr zu sein.

Er brauchte ihn immer mehr. Störend trat sie ihm jetzt in seine heiße, leidenschaftliche Gedankenwelt. Er sah ihre Schwächen immer unbarmherziger. Sie war zu kindlich, zu unbedeutend, konnte es nicht verstehen, was er litt.

Und dabei war sie doch viel klüger und feiner, als er je geahnt. Alle seine Gnade schob sie eines Tages mit leiser Hand zurück. Mit leisem Fuß ging sie hinaus aus Glanz und Pracht.

Zu den Eltern fahren in den stillen Grund, nicht wiederkehren, ihm schreiben, ihn freimachen. — — — Es war ja alles so einfach, so leicht, wenn es von ihrer Seite geschah! —

* * *

Er nahm es an, was sie ihm bot. Dünkel, Künstlerrausch, eine heiße, flackernde Leidenschaft verwirrten ihm den Sinn. Seine Frau war von ihm gegangen! Es ward viel davon gesprochen in seiner Welt.

In der Schenke zur „Kleinen Marie" sprach man über die Sache nichts, nicht ein einziges Wort seit dem thränenvollen Aussprechen nach Mariens Ankunft. Kein Klagen, kein Anklagen! Kein Schelten, kein Verdammen!

Rücksichtsvoll und zart wie mit einem kranken Kinde gingen die Eltern um mit der von ihrem Mann geschiedenen, zarten kleinen Frau. Sie war wieder ihr Kind.

Darin lag ein feines Glück für sie bei allem Leid. Die kleine Marie nahm nichts an von ihrem Mann, nahm nichts aus seiner Welt in die ihre.

Sie führte wieder ihr stilles Leben zwischen Vaterhaus und Pfarre. Sie saß arbeitend unter dem Tannenbaum, half den Eltern fleißig und still in Küche und Haus.

Viel gab es nicht zu thun. Denn nach dem kurzen Aufschwung war die Waldschenke wieder einsam und still geworden wie früher. Jäger, Holzfäller, der Pastor, der Küster und der Lehrer sind ihre Gäste.

Das Bächlein gluckst und quirlt. Tag und Nacht rauscht der Brunnen. Und in das Geplätscher hinein schluchzt Nachts leise, leise das wunde Herz Einer, die rasch verziehen hat und nie vergessen kann: das treue, reine Herz der kleinen Marie!

Beliebte Künstlerinnen erhalten ungezählte Blumenspenden. Oft auch — — — ungezahlte.

Zu viel verlangt.

„Huber, gehst Du mit in die Kunstausstellung?" — „In die Kunstausstellung?! Ich bin doch kein Fremder!"

Aus der höheren Töchterschule.

Lehrerin: „Und wie nannte man solche Sänger, die die Thaten der Helden besangen?" — Backfisch: „Heldentenöre!"

Gefährliches Gedächtniß.

„Du willst nicht studiren?" — Nein, Onkel! Ich habe ein zu gutes Gedächtniß! Da könnt' ich am Ende all das Zeug nicht mehr vergessen!"

Schlimm und schlimmer.

Schneider: „Bis man von Ihnen Geld bekommt, dauert eine Ewigkeit!" — Herr: „Aber bis man mir Geld borgt, dauert noch viel länger!"

Widerspruch.

„Der Herr Kupfer ist doch ein recht widerspruchsvoller Mensch." — „Wieso?" — „Er will Rechtskandidat sein und tanzt immer linksherum!"

Das Hotel dritten Ranges.

Reisender: „Was soll das heißen, hier fehlen ja die Fenstervorhänge!" — Wirth: „Dafür sind aber die Fenster so schmutzig, daß man nicht durchsehen kann."

Vernichtende Antwort.

Wirth: „Was sagen Sie zu diesem Wein? . . . er ist uralt. — Gast: „Hm . . . Sie haben recht, man schmeckt sogar noch die Sintfluth heraus!"

Glosse.

Die Höflichkeit verdient ja Lob,
Wenn sie die wahre, echte;
Doch Manchem fehlt nur Muth, so grob
Zu sein, wie er gern möchte.

Scherzfrage.

Was ist eine Frau, die nicht kochen kann?

(Des Mannes Strafgericht.)

Der Dumme hat's Glück.

Vater (zu seinem Sohne, der glänzend durchs Examen gefallen ist): „Kauf Dir jetzt wenigstens ein Lotterieloos."